



# Feierabend



## Butoire.

Von Henri Barbusse.

Butoire schlief auf dem Grund des jämlichen Vorpostengrabens — zehn Schritte war er lang und nur einen Schritt breit. Der Soldat lag zornmengerot wie ein Murmeltier in seiner Hölle auf dem nassen Boden.

Er war ein guter Soldat und ein guter Mensch, aber er hatte eine Schwäche für Essen und besonders für Trinken. Alle Stunden, bei Tag und bei Nacht, trank er aus seiner Feldflasche, manchmal sogar noch öfter. Natürlich sagte er sich, daß er unklug handelte; aber er sagte es sich erst, wenn seine Feldflasche und infolgedessen, nach den Befehlen der Logis, auch seine Börse leer war. Wenn er geknurren hatte, tat es ihm immer leid. Er schüttelte den Kopf, runzelte die Augenbrauen und murmelte: „Das war nicht recht!“ Seine Zerkürzung war echt. Selbst wenn er einen „Affen“ hatte, schlief er niemals ein, ohne reumütig an Adele, seine Frau, und an sein fernes Gärtchen zu denken, in dem rings um einen Tisch chinesische Astern blühten.

Um erdrossen trocken erst Füße und dann der wachhabende Sergeant Metreure aus dem kleinen, niedrigen Unterstand; der Eingang war so eng, daß ein Taschentuch dazu genügt hätte, ihn zu verhängen. Der Wacht habende schlich zu den Soldaten und fragte: „Nun, was gibts, Kinder?“ Und dann: „Wer kommt heute nacht mit auf Patrouille?“

„Zu Befehl, Herr Sergeant!“ meldete sich Butoire. Auch andere meldeten sich: „Zu Befehl, ich gehe mit!“

Als der Abend sich herabsenkte, sah Butoire in seinem Grabenloch und begann, sich gemächlich vorzubereiten. Er unverschämte sein Gewebe u. seine Schutzbekleidung. Der Himmel war leicht ge rüdt und die Stern. leuchteten nur ver schwommen. Sie wurden von dem glühenden Gewirr der Granaten überstrahlt.

Jetzt schlichen ein paar Schatten auf den kleinen Posten zu. Sie hielten sich platt an der verwüsteten Erde und schlepten eine Last mit sich. Bald verbreitete sich der Geruch von warmer Suppe.

Die Abteilung brachte Linsensuppe und auch Wein. Butoire kaufte sich Wein, weil er die Linsensuppe nicht mochte, füllte seine Feldflasche und legte sie neben sich. Sie war verkorkt und schien mit ihm zu liebäugeln.

Butoire gab nach. Zuerst trank er nur ganz wenig, eigentlich gar nichts; er berührte die Flasche nur mit dem Munde.

Es war eine schöne Feldflasche. Sie faßte zwei Liter; in jener Zeit waren so große Feldflaschen an der Front selten. Sie hatte früher einem Marokkaner gehört. Ein geschickter Kolbenschlag hatte ihr Fassungsvermögen auf zweieinhalb Liter erhöht.

Die Kameraden wußten es, nicht aber die Stabsleute, so daß Butoire, wenn es in der Stappe Wein vom Faß gab, immer noch etwas betrunken war als die andern.

Sergeant Metreure sah sich im Halbdunkel die vier Leute an, mit denen er auf Patrouille gehen wollte. Butoire lehnte am Rand, hielt sich krampfhaft aufrecht und bemühte sich um gute Haltung. Der kleine Trupp kletterte aus dem Loch und zog geduckt und mit gebeugten Knien los. Butoire war der letzte. Er fühlte sich unsicher und patzierte im Dunkeln durch den Schmutz, als ob er Wasser wäre. Mit jähem Willen hielt er sich aufrecht. Er durfte die Verbindung mit der Patrouille nicht verlieren.

Die Trunkenheit, gefördert durch die frische Nachtluft, umnebelte seine Sinne. Er kam sich vor wie auf hoher See. Die Füße wurden ihm schwer und zogen ihn zur Erde. Er war noch keine zehn Minuten gegangen, als er an das Flußufer kam, das er kannte. Da merkte er, daß er die andern verloren hatte, und fühlte voller Angst, wie er im Geheh einschliefe.

Schließlich trübten sich seine Gedanken, durch seinen Kopf liefen noch schwache Spuren des Willens; aber bald fielen ihm die Augen zu, und er schlief ein. Als er aus einem wüsten Traum wieder erwachte, braunte sein Gesicht, in seinem Schädel hämmerte wilder Schmerz, und brennender Durst peinigte ihn. Er wußte nicht mehr, wo er war, und kaum noch, wer er war.

Da ließ ihn ein Geräusch aufhorchen, das durch die schreckliche Nacht an sein Ohr drang. Sein Instinkt, in mancher Nachtwache geschärft, arbeitete trotz des wirren Durcheinanders seiner Gedanken. Er war vielleicht — so sehr war er gewöhnt, stets zu horchen — durch das Geräusch aufgeweckt worden. Er fühlte, daß etwas Gefährliches geschah.

Angesetzt und ächzend kroch er mit eckigen, unsicheren Bewegungen vorwärts. Er

glaubte, die Augen müßten ihm aus dem Kopf treten. Als er die Höhe erreicht hatte, welche die Mäse beherrschte, drang ein fremder Gesang über den Fluß.

Diesen Weg entlang bewegten sich Schatten durch die Nacht — es mußte eine deutsche Patrouille sein.

Die Patrouille schlich über die Wölbung eines großen, schwarzen Gebildes, das die stintigen Wasser des Flusses überspannte. Es war die Brücke von Basky. Butoire erkannte sie trotz der dunklen Nacht so deutlich, daß er ihren Namen nur schauernd aussprach. Ein Frösteln überfiel ihn.

Aber plötzlich richtete sich seine gespannte Aufmerksamkeit auf das Geräusch, das er schon vorher gehört hatte, und das inzwischen herangekommen war. Seine Blicke tasteten durch die Dunkelheit. ... Da sah er, kaum zwanzig Schritte unter sich, einen Deutschen, der langsam auf den Knien den Abhang erkletterte.

Der feindliche Soldat hielt sich rechts im unruhigen Schatten der Uferböschung vor den starren Augen Butoires. Der hatte inzwischen das Gewehr angelegt, zielte nur flüchtig auf den nächstnennenden Körper und schoß. Der Deutsche, der auf allen Vieren vorwärtsgekrochen war, sank zusammen und blieb liegen.

Der Knall schlug mit langem Echo durch die Nacht. Nun fühlte sich Butoire beruhigt und spürte auch, wie der Weiranfuch aus seinem Körper wich. Eine Weile lauschte er mit angehaltenem Atem. Ein paar Kanonenschüsse donnerten — jeder Schuß schien einen weiten auszulösen — und aus den Rohren blitzte bei jedem Schuß ein roter Strahl. Sonst war alles ruhig.

Er entsann sich seiner Pflicht, sich um die Wunde zukümmern und sie zu durchsuchen. Dann wollte er zur Stellung zurückkehren. Das war ein Kinderpiel. Butoire freute sich, daß man ihm unter den Bedingungen keinen Vorwurf machen würde, die Patrouille verlassen zu haben.

Mit aller erdrecklichen Vorsicht schlich er auf Händen und Knien vorwärts, schob das Gewehr immer vor sich her, überkroch ganz flach an der Erde die Böschung und stieg auf der andern Seite wieder hinunter. Er gelangte schließlich zu dem Deutschen. Der Mann war tot. Seine Hirnschale sah aus

wie ein rotes, zerfchlagenes Ei. Butoire unterfuchte vorfchriftsmäßig die Kleider und Waffen. Plötzlich fprang er auf und ftieß einen unterdrückten Schrei aus. Dann lief er wie närrifch im Kreife und fhwenkte einen Helm in der Hand. Ohne der Gefahr zu achten, brüllte er laut auf. Sein Opfer war ein franzöfifcher Soldat!

Butoire hielt im Laufen inne und fauf in Schreden und Angst neben der Leiche zu Boden. Er ftürzte den Kopf in die Hände und fchluchzte. Immer wiederholte er diefelben Worte: „Ich habe ihn getötet, weil ich befoffen war. Wäre ich nicht befoffen gewesen, hätte ich ihn nicht getötet!“

Beim Blute des Heilands, wer hatte ihm nur gefagt, daß es ein Deutfcher fei? Keiner! Er hatte es, ohne nachzudenken, angenommen, weil der Kletterer von dem andern Ufer der Aifne gekommen war. Butoire hatte angelegt, obwohl es kaum möglich gewesen war, in dem hufchenden Schatten einen Menfchen zu erkennen. Er war eben befoffen gewesen!

Er blieb auf der Erde liegen. Seine fhlotternde Angst wuchs von Minute zu Minute. Es wurde ihm abwechfelnd heiß und kalt. Er wußte nicht, was er tun follte. Er kam auf den Gedanken, rafch zur Stellung zurückzukehren und fich anzugeigen. Er fand auf und machte drei Schritte. Auf feinen Lippen formte fich fchon der Satz, den er fprechen wollte: „Herr Sergeant, ich bin ein Schuft!“

Aber unwiderftchlich kehrte er zu der Leiche zurück, brach neben ihr zufammen, betastete fie, hob fie auf und umarmte fie.

Es wurde immer heller. Lange Baumftämme lagen um den verfluchten Ort. Als es vollends Tag geworden war, faß er aufrecht und unbeweglich auf der Höhe der Böfchung. Bald flafchte eine Kugel gegen feinen Mantel. Er ftöhnte erleichtert auf, fiel auf die Knie und fauf zurück.

Er erwachte, ganz in Weiß gehüllt, in einem kleinen, hellen Schulfaal, der zu einem Hofpital umgewandelt worden war.

Ein Kranker, der fchon beffer auf dem Poften war als die anderen, fchlurfte in al-

ten Schuhen umher. Als er faß, daß Butoire die Augen aufschlug, trat er zu ihm und fprach ihn an:

„Na, da guckst du ja wieder. Es geht dir wohl beffer. Weißt du denn fchon, daß fie dir die Militärmedaille unten an den Strohhack geheset haben? Große Eile haben fie damit gehabt, gleich am felben Morgen. Der Boche in franzöfifcher Uniform hatte Papiere von großer Wichtigkeit mit. Ich helfe hier ein bißchen. Ich könnte eigentlich mehr machen. Aber es ift halt fo im Leben; je mehr du machst, um fo weniger giltst du.“

„Ja,“ murmelte Butoire. Er fhloß wieder ein; denn er war nicht imftande, alles zu verftehen. Sowie auf einmal konnte er nicht fapieren und in feinem Gehirn verarbeiten. Rauf und nach begriff er alles. Die neue Tafache veränderte ihm das Bild der Welt, und er drückte das Ereigniß in dem einen Wort aus: „Ich war ein Schuft und bin jetzt ein Held!“ Ein Held! Er irachte. Mit Wonne erwachte er wieder zum Leben. Seine ganze Umgebung fhien in fonntäglichen Putz zu leuchten.

### Warum?

Laß die heiligen Parabeln,  
Laß die frommen Hypothesen —  
Suche die verdammten Fragen  
Ohne Umfchwelz uns zu löfen.  
Warum fhleppi dich blutend, elend,  
Unter Kreuzlaft der Gerechtie,  
Während glücklich als ein Sieger  
Trabt auf hohem Roß der Schlichte?  
Woran liegt die Schuld? Ist etwa  
Unfer Herr nicht ganz allmächtig?  
Ober treibt er felbst den Unfug?  
Ach, das wäre niederträchtig.  
Also fragen wir betäubig,  
Bis man uns mit einer Handvoll  
Erde stopft die Mäuler —  
Aber ift das eine Antwort?

Heinrich Heine.

### Der letzte Verwundete.

Der letzte Verwundete des Weltkrieges wurde dieser Tage aus der chirurgischen Station des Landkrankenhauses in Juida entlassen. Er war seit 1918 ohne Unterbrechung in ärztlicher Behandlung.

Diese kleine Notiz fang kürzlich durch die Presse . . . als Kuriofum. Sie verriet weder den Namen des Kranken noch die Art seiner Verwundung. — Ob einer länger darüber nachdachte, als er das las?

Ein Reflex des großen Weltbrandes; man rechnet: . . . da war er ja volle zehn Jahre im Krankenhaus . . .

Nein, die Rechnung ift falsch. Nicht zehn Jahre war er in jenem Haus, in dessen Räume Hoffnung und Verzweiflung einander täglich begegnen. Es war mehr: er faß zehnmal den Frühling wachen und den Herbst verdämmern. Das ift wohl mehr. Der Krieg fauf zurück. Die Schleiern trauernder Witwen verfhwand, Mädchen lösten fich von jenem vermeintlichen Ende: er kommt nicht wieder; Kinder fragten fetzener nach dem Vater, dessen letzter Brief im obersten Fach der Kommode liegt und nun allmächtig vergilbt.

Die Welt raft mit ihrem Maschinengeficht, das fich nicht rückwärtswenden will, in eine neue Zeit. Nur hin und wieder erblüht dieses Maschinengeficht eine Warnungstafel, die einjam an Kreuzwegen steht: . . . 2. August 1914 . . .

Champagneflach: . . . Verdun . . . Somme . . . Ypern . . . Chateau Thierry . . .

Namen und Zahlen gleiten zurück wie gestorbenen. Immer fchwächer ziehen die Reflexe aus jener vierjährigen Mordnacht am Firmament des Weltgefchehens auf. Keiner verweilt. Die Zeit zerpfündt ihn in tauſend Hände, die nach Brot greifen müſſen.

Der Verwundete im Landeskrankenhaus in Juida hatte wohl etwas mehr Zeit. Tag und Nacht fand ihn Gefchwister geworden, nicht Zeitbegriffe. Und so wurde er blutverwandt mit jenen Tagen und Nächten, in denen er vergessen mußte, Mensch zu sein. Die anderen dachten zurück, er fühlte zurück; sein Leiden war der stumme Weggenosse, die Frage: warum? Zehn Jahre — zehnmal Frühling — zehnmal Herbst, da lernt man nachdenken. Und vermag es nicht zu begreifen, wie fern jetzt schon trotz aller Leitartikeln, trotz aller Reden, denen diese Zeit des Vorkriegens liegt, die sie damals verfluchten und die goldene Altäre gelobten, wenn das Wort Friede in einer linden Nacht Wirklichkeit geworden wäre. Wird ihm die Welt nicht flacher, nicht lächerlicher in all ihrer Tragik geworden sein?

Und er ficht: Sie haſtet an Abgründen vorbei. Ein Zug blinden Schicksals? Wer ficht an den Weichen? Wer kennt die Halteſignale? Wer beachtet ſie? Weiter geht die Fahrt, und wie wenige achten darauf, wohin der Schienenſtrang führt. Wer im Speiſewagen des Lebens ſißt, fühlt ſich am ſicherſten, bei Kataſtrophen werden Speiſewagen ſelten zertrümmert . . .

In langen Nächten kommen Verwundete auf quergelagerte Gedanken. Die Zeit räumt ſie als Hinderniſſe weg, aber lagen ſie nicht in der gleichen Richtung wie vor zehn und mehr Jahren, unſere eigenen Gedanken? Wenn Wunden vernarben, klopft das Vergessen an?

D. F. Heinrich

### „Haben Sie gelesen, daß . . . ?“

Der Reporter — das war früher der Stadtreisende in Kenigleiten. Jemandwo war ein Pferd geſtürzt. Dahin ſtürzte auch der Reporter. Er ſchrieb auf, wenn das Pferd gehörte, nach wieviel Minuten die Feuerwehrrückte. Er beſcheinigte dem Bauhauer, dabeigewefen zu ſein und den Leſern, nichts verſäumen zu haben, weil ſie nicht dabeigewefen waren.

Dem Reporter gehörten ausgefranfte Ho-

jen, große Redakteure Pfeuigzeilenhonore.

Aus beſſeren Tagen: Empfangen von Fürſtlichkeiten, Naturkataſtrophen, erſtem Schneeſturm oder chriſtlichen Feiertagen machte der Redakteur eigenhändig ein Feuilleton. Ein Geſchilde, aus Tafachen, perſönlichen Meinungen und ſtaatsrechtlicher Philoſophie kunſtvoll zuſammengedielet.

Der ſimpler Reporter plagte vor Reid. Jeder Stand hat ſeine Schickſalskurve.

Der Reporter hat die Zeit hochgeriffen. Das Feuilleton (der Redakteur natürlich nicht!) ſißt auf dem abſteigenden Aſt.

Die Gegenwart zieht den Vorer dem Dichter, die Taſache der beſinnlichen Spekulation vor. Damit hat ſie Recht, denn der Dichter dichtete meiſtens unglaubwürdige Märchen, während die Maſſen der Taſache unangreifbar ſind.

Der Reporter wurde jetzt in beſſere Spalten eingerückt.

Er wurde der Chroniſt des nüchternen Weltgefchehens.

Damit wuchsen die Anſprüche an ſeine Fähigkeiten. Er mußte lernen, komplizierte Ereignisse der Sachwelt mit einem Blick zu überſehen, ſie richtig, d. h. ohne Phantaſtebeimengung, in größere Zuſammenhänge einzuflechten, ihnen das Weſentliche im Nu anzumerken und alles in eine knappe, gegenſtändliche, präzise Sprache zu bannen, in der noch das Erlebte unmittelbar lebendig nachjüttern ſoll.

Das ift ungeheuer ſchwer, bedingt eine Sonderbegabung und mancher lernt's nie.

Auf den entſetzten Reporter, den nicht mehr die enge Abhängigkeit von Redakteursgnauden quält, lauern mancherlei Gefahren. Er kann der Zensurationskommission verfallen, indem ihn nur noch Spitzendeleitungen des lächerlichen Zuſtands intereſſieren, tolle, ausgefallene Sachen, die ſo unwahrscheinlich ſind, wie das große Los in der zwölfköpfigen Proletariatsfamilie. Dann lieſert er ſeinen Zeitungen zwar knallige Schlagzeilen, aber der zeitchroniſche Wert der Meldung ſieht dahin.

Oder er beginnt planlos zu rajen. Er nimmt den Erdball unter ſein Zwiſtelfch und rufcht nutzlos auf ihm herum, wie ein Schüler, der mal hinaus muß. Natürlich: überall gibt's was beſonderes zu ſehen. In China ſchlachtet man Hühner anders als an Zumatra, in Leipzig trinkt man anderen Kaffee als in Konſtantinopel. Was ift ſchon daran . . .

# Eufige Kurzgeschichten.

Der richtige Reporter, wie er sein soll, sieht mit unbefestigten Augen. Er berichtet unbeständig, aber die Tinte, mit der er schreibt, ist trotz allem Blut, Blut im Körper eines Menschen, den Gestimmung zum Charakter macht.

Es gibt aber heute nur eine einzige wahrhaftige menschenwürdige Gestimmung: das ist die sozialistische. Und daher gibt es nur Reporter von Bedeutung, wenn sie zugleich Sozialisten sind.

Egon Erwin Kisch und Tucholsky haben den Typ herausgearbeitet. Jeder auf seine Weise, jeder für sich gültig. Der junge Nachwuchs muß bei beiden das ABC des zeitgemäßen Berichterstatters gelernt haben, will er selbständig weiterstreben.

Viele bleiben in der Nachahmung haften. Das läuft sich rasch tot.

Wenige finden ihre eigene Straße. Dann geht es rasch voran. Zu diesen Wenigen gehört Erich Gottgetreu, von dem der Verlag F. S. Diez Kachf., Berlin, soeben ein Buch gesammeltster Reportagen unter dem Titel „**Haben Sie gelesen, daß . . . ?**“ herausgebracht hat.

Die dreißig kurzen Tatsachenberichte, die das Bündchen bietet, springen quer durch Europa und auch hinüber nach dem näheren Orient. Stürzt sich Gottgetreu an so verschiedenen Schauplätzen in wilde Feindesabenteuer . . . ? Nein. Er steht draußen in der Menge vor dem Gefängnistor, als drinnen einer hingerichtet wird. Er sieht zu, wie sich die Zylinder am jagenhaften Schannonfluß ein Kraftwerk bauen lassen. Er ist Passagier eines Dampfers, der vor Helsingfors auf Spritischmuggler jagt (aber es gibt keine Toten, es geht ganz gemütlich zu). — Er schlendert am Pier von Marjelle entlang und gerät unter französische Soldaten, die ins Schiff verladen werden. Er verbringt einige Tage unter den tapferen jungen jüdischen Siedlern in Palästina.

Alles das sind keine Sensationen, die wie erschreckte Frösche in den Teich des Unwiderbringlichen hüpfen. Es sind Situationen, die jedem von uns offen stehen, die jeder nachleben kann, wenn er nur will. Man darf sie prüfen.

Man darf sie prüfen: sie halten jede Frage aus! Das gilt für den Wert der Reportage.

Wie sie dargestellt sind, in eindeutiger, knapp formulierter und doch klingender Sprache, wie sie fast in jedem Satz die klassenkämpferische Energie des Beobachters spüren lassen, ohne daß ein einziges, billiges Erfolgs verheißendes Schlagwort durchdringt, das gilt für den Wert des Reporters. Manche dieser kleinen Sachen sind gedichtete Realistik und realistische Dichtung ideal verhochzeitet.

Genug Reportage über ein gutes Buch, das sich durch die Lektüre besser empfiehlt als durch Anpreisungen, die schon ins Feuilletonistische und mißlich ins Unzeitgemäße ausquarten drohen. W. Kling.

## Gedanken-Splitter.

### Kurt Eisner-Worte.

„Wenn es in den Menschen der Heldennut der schöpferische Arbeiter gewesen wäre, der in den letzten Jahren millionenfällig angewendet wurde, um zu zerstören, zu verwüsten, zu mordern, zu verstimmen, wenn es die Menschen soviel Selbennut, soviel Freiheit aufgebracht hätten, wenn es die Jugend, die in ungezählten Scharen hinausgeströmt ist, um die Länder zu verwüsten, ihr junges Leben zu opfern, jenen Heroismus besessen hätte, um Menschheit zu erkämpfen, dann wären wir heute eine andere Gesellschaft.“

(Aus der Rede an die Basler Studenten, 1919.)

## a) Eine ausgezeichnete Erfindung.

In jenen seligen Kriegszeiten, wo man in den neutralen Ländern nach zwei Seiten Geschäfte machen konnte, hatte es auch in Schweden der eine oder andere Obenichts zu Reichtum und Ansehen gebracht.

So einer ist nun Herr Kalle Pettersson in, nun ja, der Name tut nichts zur Sache. Er hat sich dort ein altes feudales Schloß gekauft und es auf das allermodernste und überladenste eingerichtet. Als ehemaliger Maurer glaubte er nämlich, viel von Architektur zu verstehen. Wie dem auch sei, bei seinen Millionen brauchte er jedenfalls keine Kenntnisse mehr. Das Schloß steht da, mit allem, was dazu gehört.

Neulich zeigte er mit einem ehemaligen Berufskollegen, dem er zufällig nach Jahren wieder begegnete, seinen Besitz. Der Freund kam aus dem Staunen gar nicht heraus. So etwas Herrliches hatte er in seinem Leben noch nicht gesehen. Sie gingen durch das Treibhaus und den großen Empfangsalon, durchquerten das Esszimmer, besichtigten die Bibliothek und landeten schließlich im Schlafzimmer. Auf das Schlafzimmer war Kalle Pettersson besonders stolz.

„Hier werde ich dir nun eine Erfindung zeigen,“ sagte er selbstbewußt, „die Architekten sind nämlich alle fürchtbar dämlich. Siehst du, dort die Wand, ist meine persönliche Erfindung.“

Der Freund strich hin, kraute sich den Kopf und konnte an der Wand nichts besonderes feststellen.

„Wirft du gleich sehen. Ich bin natürlich zu faul, morgens ins Badezimmer zu gehen, und mein Bad muß nun doch täglich haben — also, hier strahlte der Hausherr, „habe ich das Badezimmer gleich neben das Schlafzimmer bauen lassen. Ich drücke auf den Knopf, die Wand geht auf und die Badewanne kommt auf Schienen, verstehtst du, bis vor mein Bett gefahren. Ist das nicht großartig?“

Der Freund gab zu, daß das entschieden großartig wäre, und er ähnliches bestimmt noch nie gesehen.

„Schemal, wie?“  
„Natürlich, Kalle, schemal!“  
„Du glaubst es wohl nicht, wie?“  
„Bei deinen Millionen!“  
„Ich will es dir aber doch gleich vormachen. Siehst du, und nun —“

Die Wand klappte richtig zurück, die Wanne kam hervorgerollt, richtig auf Schienen und gefüllt mit Wasser, doch in ihr lag — dem Hausherrn erstanden die Worte — Frau Pettersson, die dies nicht vorgeesehen. W. K.

## b) Anonyme Briefe.

Zulange stand sie selbstgefällig vor ihrem Spiegel, bereit um auszugehen, als das Mädchen ihr einen Brief brachte, dessen Schriftzüge ihr unbekannt waren.

Die Buchstaben tanzten vor ihren Augen, während sie das anonyme Schreiben las, das sie mit Stummer und Jörn erfüllte. Nur die Anwesenheit des Mädchens veranlaßte sie zur Selbstbeherrschung. Sie bat sie, sich zu entfernen und gab vorläufig ihren Spaziergang auf.

Als sie allein war, durchslog sie noch einmal den Brief, der ihr schonungslos und in knappen Worten mitteilte, daß ihr Mann, ihr Fernand, mit dem sie sieben glückliche Jahre zusammengelebt hatte, täglich zwischen fünf und sieben Uhr eine junge Dame besuche, deren Adresse sogar ganz genau angegeben wurde.

Niemals hatte sie ihrem Manne mißtraut. Er war ihr Abgott, ihr persönlicher Besitz.

Feinlich berührt, ließ sie den Brief fallen.

Das mußte eine gemeine Verleumdung sein. Einfach eine Verleumdung Fernands. Es war unmöglich, ihm eine solche hinterlistige Handlungsweise zuzutrauen. Rein — sie würde sich nicht so weit erniedrigen, ihm nachzuspionieren — und trotzdem . . . nachdem sie der Verzerrung halber stundenlang die allerberöckendsten Abteilungen der verschiedensten Warenhäuser durchwamelt hatte, befand sie sich etwas vor 5 Uhr in einem kleinen, schäbigen Kaffeehaus, dessen Fenster gerade dem im Brief näher bezeichneten Hause gegenüberlagen.

Es war eine kleine, enge Straße hinter dem Trocadero und das Café war viertklassig.

Sie bezahlte ihren Tee mit einem Zehnfrankenschein, den der Kellner mit außerordentlich verständnislosen Lächeln entgegennahm.

Durch die Gardinen der Fensterscheiben versuchte sie irgendetwas von jenem Mysterium zu entdecken, dessen Fäden sie gern entwirren wollte. Aber — Fernand kam nicht, und So lange war, als es die Sonne wieder neuen Glanz bekommen hätte. Schnell verließ sie das obskure Lokal, in dem sie wachlich nicht vor allerhand unangenehmen Bemerkungen verschont geblieben war.

In einem Auto gelangte sie nach Hause, wo sie Fernand bereits antraf, eher als erwartet. Wie war sie doch glücklich und beschämt. Sie küßte ihn ungewohntlich zärtlich und beklagte sich, wie müde und überanstrengt er aussähe.

„Was fehlt dir denn, mein Liebster, hast du Kummer gehabt?“

„Ach — es war nur ein langer, ungemütlicher Tag, mit Versammlungen und geschäftlichen Schwierigkeiten,“ sagte er ausweichend.

Er konnte ihr doch unmöglich erklären, daß seine schlechte Laune auf einen kurzen Brief zurückzuführen war, in dem seine kleine Freundin ihm geschrieben hatte, daß sie heute leider zwischen 5 und 7 Uhr nicht zu Hause sein könne, weil sie eine kranke Verwandte besuchen müsse.

Zulange fragte nichts mehr. Sie war viel zu glücklich. Nie mehr im Leben würde sie auch nur das geringste auf anonyme Briefe geben. F. P.

## Blinder Alarm.

Im Jahre 1866 gab es in London ein Stück, das einen unerhörten Erfolg hatte. Es hieß „Die Karawane oder Der Schärer und sein Hund“ und war von Reynolds verfaßt. Das Stück verdankte seinen Erfolg vielleicht weniger seinen literarischen Qualitäten als der einschmeichelnden Kunst, die dem Text beigegeben war. Deneben war eine der Hauptattraktionen des Stückes . . . ein dressierter Hund namens Carlo.

Eines Abends kloppte der gefeierte Schauspieler Charles Dignam, der den Schärer, die Hauptrolle des Stückes, spielte, bei dem Direktor — der übrigens Sheridan war — und sagte mit niedergeschlagenem Gesicht: „Ja, es ist tiefbedauerlich, wenn ein solcher Erfolg unterbrochen werden muß, aber gegen Krankheit sind wir ja alle machtlos.“

Sheridan sprang auf, in höchster Erregung. „Was sagen Sie, Mensch?“

„Ja,“ erwiderte Dignam betrübt, „ich bin so krank, daß ich mich kaum noch auf den Beinen halten kann!“

„Ach, Sie sind krank,“ sagte der Direktor erleichtert. „Ich habe ja einen so mehlfosen Schreck bekommen. Ich habe, weiß Gott, so dacht, der Hund wäre krank geworden.“

## Bücher der Ferne.

„Auf Großtierfang bei Hagenbeck.“ Selbst-erlebtes aus afrikanischer Wildnis. Von Chr. Schulz. Verlag Deutsche Buchverlagstätten, G. m. b. H., Leipzig. (Preis Mkt. 5.50.) Wer einen zoologischen Garten besucht, macht sich kaum eine Vorstellung von den ungeheuren Mühen und den großen Kosten, die für die Herbeischaffung der Tiere aufgewendet werden müssen. Nur ein großes Unternehmen, wie es jenes der Firma Hagenbeck in Hamburg-Stellingen ist, kann solche kostspielige Expeditionen für den Tierfang ausrüsten. Wie viel Geduld, Ausdauer, Kenntnis und Erfahrung bei der Jagd dieser Tiere und bei ihrem Transport erforderlich ist, darüber berichtet der Verfasser dieses Buches, der erfolgreiche Tierfänger Chr. Schulz, ausführlich und unterhaltend. Nach Ostafrika, ins Kenia- und in das Gebiet des Rufidji tief in das Innere von Ostafrika führen die Wege dieses Jägers, der nicht mit der Flinte zur Jagd auszog, sondern die viel schwerere Aufgabe zu vollbringen hatte, lebende Tiere einzufangen. Da heißt es Monate im Urwald oder in unendlichen Steppen verbringen, die Gewohnheiten der Tiere kennen und manches Abenteuer zu bestehen. Der Verfasser berichtet über mehrere seiner Expeditionen, über seine Erlebnisse und über die hierbei gemachten Erfahrungen, die ebenso für den Laien, wie für den Naturwissenschaftler von großem Interesse sind. Die Jagd geht auf Giraffen, Nashörner, Flusspferde, Affen, Raubtiere und noch viele andere Tiere der Wildnis, darunter Wasservögel, Gnus, Zwergantilopen und Schlangen. Auch von den Kegerstämmen, welche diese Gebiete Afrikas bewohnen, von ihren Sitten und Gebräuchen erzählt der Verfasser. Das Buch enthält etwa 80 nach photographischen Originalaufnahmen hergestellte Bilder. Wer die Natur und Tiere liebt, wird an dem Buche Freude haben. r.

„Meine Brüder.“ Bilderbuch einer langen Fahrt durch bestrebliche Länder und Zeiten. Von Arthur H. e. Safari-Verlag, Berlin. Zu den früher erschienenen lebensprübenden und amüsanten Abenteuerbüchern dieses im besten Sinne deutschen Weltbrowsers ist ein neues hinzugekommen. Arthur H. e. nennt es „Meine Brüder“, unter welchen „Brüder“ H. e. schwarze Reisegefährten gemeint sind, die ihn als Träger auf seinen unterschiedlichen Jagdfahrten begleiteten. In der Tat sind es Jagdfahrten, die H. e. hier schildert, wenn auch nicht solche, um die selten geschauten Tiere der tiefsten Wildnis zu erlegen, sondern sie auf die photographische Platte zu bannen. In der langen Reihe der Reisen durch alle Weltteile, zu denen ihn kein unruhiger, romantisch-abenteuerlicher Geist trieb, sind auch solche, die H. e. als Zeitungsjournalist im Antrage der Redaktion einer illustrierten Zeitschrift unternahm. Die er diese Aufnahmefähigkeit, was er dabei erlebte, wie viel Mühe, Gefahren, Leid und Freude damit für ihn verbunden war, wird hier mit der von uns schon früher gemürbigten frischen, klaren, sich beschwingen und gemütvollen Erzählweise, wie sie H. e. auszeichnet, berichtet. Eine wunderliche Welt und wunderliche Menschen Märchen in Blut und Durst, Kannibalismus, allerlei Gestalten der Wildnis, — das wirkt in tollem Durcheinander am Auge des Lesers vorüber. H. e. berichtet es meisterhaft, und seine abenteuerlichen Fahrten miterleben zu lassen und trotz der von ihm geschilderten Fährnisse die in jedem Menschen lebendige Sehnsucht nach der Ferne für einige Stunden zu stillen. Schon um dieser Kunst willen sollten seine Bücher von allen gelesen werden. r.

## Was mancher nicht weiß.

Zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung (1776) zählten die Vereinigten Staaten nur 2,3 Mill. Einwohner. Heute hat allein die Stadt New York 5,6 Mill. Einwohner, die Vereinigten Staaten 118 Mill. Einwohner.

1.300.000 Lampen brennen in New York jede Nacht nur zur Beleuchtung von Neonschildern. Das größte Schild hat 8100 Lampen und eine Länge von 30 Metern.

Die Zahl der Studierenden an deutschen Universitäten betrug 1927 mehr als 72.000, die der technischen Hochschulen 22.000.

Der erste transatlantische Dampfer hatte 1840 eine Maschine von 500 PS, die neuesten Kreuzer verfügen heute über 120.000 PS.

Der Gesamtbestand der Deutschen Reichsbahn an Lokomotiven betrug Ende 1927 etwa 24.500 Stück.

In den Speisewagen der Nitropa werden jährlich rund 204.000 Teller und 200.000 Gläser zerbrochen sowie 110.000 Kaffeetassen.

Im Jahre 1927 wurden in Indien 19.069 Personen durch Schlangenbisse und 2285 durch wilde Tiere getötet.

In Amerika wurden 1927 ungefähr 90.000 Autos gegen Wochenraten von 5 Dollar verkauft.

## Allerlei.

Ein Wunderwerk der Baukunst. In Südcarolina ist zurzeit eine ungeheure Talsperre im Bau, die dem Saludafluß den Weg versperren und seine Kraft für die Erzeugung elektrischer Energien nutzbar machen wird. Der Damm wird ungefähr 62 Meter hoch, 2,4 Kilometer lang und an der Grundfläche 400 Meter breit sein. Seine Erdmasse wird 8,25 Milliarden Kubikmeter betragen, eine betonierte Straße läuft auf ihm entlang. Der Rückstau erzeugt einen See von 65 Kilometer Länge, maximal 22 Kilometer Breite und einen Umfang von 832 Kilometer. Er wird eine Fläche von 210 Quadratkilometern bedecken und 2,84 Milliarden Kubikmeter Wasser fassen. In der Nähe der Sperre sind fünf 67 Meter hohe Türme im See errichtet. Diese saugen das Wasser in sich und leiten es durch vier 5 Meter weite und eine 16 Meter weite Röhre, die unter der Talsperre hindurchgehen, zu der Kraftstation.

Wie viel Sprachen? Nach den neuesten Untersuchungen gibt es nicht weniger als 2976 Sprachen in der Welt und in Europa allein 860. Das ist also ein weites Feld für die Sprachgenies.

Eine neue Art von Todesstrahlen? Wieder einmal sollen ein paar amerikanische Gelehrte eine neue Art von Todesstrahlen erfunden haben. Diese Strahlungsart, der man außerordentlich viele Gebrauchsmöglichkeiten sowohl als Verteidigungswaffe im Kriege wie als Desinfizierungsmittel bei ansteckenden Seuchen zuschreibt, wird angeblich erzeugt unter Zuhilfenahme eines elektrischen Stromes von 1 Million Volt und soll bis auf 100 Meter Entfernung wirken. Die Zerstörungsenergie der Strahlung hat, dem Bericht zufolge, solche Wirkung, daß sich die damit Arbeitenden hinter einer Eisenbetonmauer verbergen müssen, die noch außerdem durch eine Erdoberlage von mehreren Metern Dicke geschützt ist, um tödliche Beschädigungen zu vermeiden. Es ist zwar keineswegs gelogen, daß hinter dieser neuen Erfindung mehr steckt, als hinter Alibis „Erfindung“, all den vielen anderen Todesstrahlen, die schon gefunden und erfunden wurden, doch die Häufung solcher Nachrichten ist meist ein Anzeichen dafür, daß man

nabe vor einer tatsächlichen Erfindung steht. Der Rüstpanzer nach Kurd Laßwitz' Utopie ist also vielleicht bald da.

## Hausrezepte

**Bildlederhandschuhe** reinigt man trocken, indem man sie über die Hand zieht und mit einem weichen, in Mehl getauchten Lappen abreibt. Man läßt das Mehl einige Minuten auf dem Handschuh und büstet es dann mit einer weichen Bürste aus.

**Um Eier auf ihre Frische zu prüfen**, lasse man das Ei in ein Gefäß mit Wasser fallen. Steigt das dicke Ende nach oben, so sind die Eier nicht frisch.

**Obst kost nicht über**, wenn ein klein wenig Butter zugefügt wird.

**Seide hält länger**, wenn man beim Waschen den Stoff nicht einseift, sondern nur in Seifenwasser den Schmutz durch Ausdrücken des Stoffes beseitigt. In lauwarmem Wasser spült man mehrmals gut aus.

**Fruchtsäcke aus Stoffen wäscht man**, solange sie frisch sind, mit kaltem Wasser aus. Sind sie bereits getrocknet, so verwendet man heißes Wasser, bei weichen Stoffen Zitronensaft, benutzt aber keine Seife, da das Alkali in der Seife das Auswaschen der Fruchtsäcke nur erschwert.

**Lackleder, das rissig geworden ist**, behandelt man mit einer Mischung aus Olivenöl und pechschwarzer Tinte. Mit einer alten Zahnbürste wird die Mischung aufgetragen und, wenn nötig, das Verfahren zwei- bis dreimal wiederholt.

**Beim Waschen von blondem Haar** benutze man als letztes Spülwasser Kamillentee, bei dunklem Haar Rosmarintee.

**Zinkseimer** schenert man mit warmem Seifenwasser, dem man etwas Paraffin beifügt.

**Milchrüge und Milchklumpen** sollten wenigstens einmal die Woche mit Salz ausgesäuert werden.

## Weiteres.

**Bosheit.** „Man kann auf tausend Arten zu Geld kommen — anständig nur in einer Weise.“ — „Und die wäre?“ — „Na, das wußte ich ja, daß Sie die nicht kennen.“

**Väterliche Ansprache.** „Mädels, ihr habt jetzt das heiratungsfähige Alter erreicht, nun seht euch schleunigst nach vernünftigen Männern um. Je eher, desto besser. Und euch Jungens kann ich nur den väterlichen Rat geben — heiratet nie!“

**Der Freier.** „Bevor ich Ihrer Heirat mit meiner Tochter zustimme, Mr. Becham — wie groß ist Ihr Jahreseinkommen?“ — „Sechstausend Mark.“ — „Schön. Das wären mit den sechstausend, die ich ihr pro Jahr gebe . . . — Entschuldigen. Das sind ja die sechstausend Mark!“

**Maritäten.** Auf einem Jahrmart stelte ein Mann Schadel von berührten Männern aus. „Weissen Schadel ist das?“ fragte ein Besucher. — „Das ist der Schadel Bismarcks!“ — „Und dieser kleine da?“ — „Ebenfalls! Aber das war sein Kopf, als er noch ein Kind war!“

**Streng historisch in Moskau.** „Und wie soll die Ausweitung Trojki ausgeführt werden, Genosse Stalin?“ — „Sagt euch aus dem Lenin-Museum den historisch plombierten Eisenbahnwagen geben, mit dem die Bolschewiken 1917 eingereist sind!“

**Auskunft.** „Verzeih' Er giedigt, Herr Wachmeister, wo fährst du die Schiffsbahn dorthin?“ — „Wenn Sie nicht von d'n Säben' runter gehn, fähr' se Ihn' ins Kreize!“